



Kriegsunterhaltungsbeilage der „Saale-Zeitung“.



Nummer 33.

Sonntag, den 13. August 1916.

Erscheint wöchentlich.

Der erste Spiegel.

Eine koreanische Legende. Mitgeteilt von Marie Behmertyn. (Nachdruck verboten.)

Ein junger koreanischer Edelmann aus der Provinz schickte sich, einft an, nach der Hauptstadt Söul zu reisen. Schon wollte er den Wagen besteigen, als seine Frau sich mit folgenden Worten an ihn wandte:

„Hör mal, Mutter Kima sagt, daß in Söul sich ein seltsames Ding verläuft wird, das wie Glas oder wie hübsches Metall aussehend und merkwürdige Bilder zeigen soll, wenn man in dasselbe hineinschaut.“

„Das ist gewiß sehr teuer“, erwiderte der Gatte.

„Ganz und gar nicht! Auch das ist noch bemerkenswert an diesem Gegenstand, daß er nicht viel kostet.“

Der junge Koreaner erlaubte seine Geschäfte in der Hauptstadt und fragte vergebens bei den Leuten, wie sich ein Ding wohl heißen könnte, das seine Frau ihm beschrieben und sich gewinnhaft habe.

Endlich, kurz vor seiner Heimfahrt, sagte ihm ein Mann, dasjenige Ding Spiegel heiße und bei einem Kaufmann auf dem Markte zu haben sei. In der schon heretretenden Dämmerung begab sich der junge Mann noch eiligst nach dem Laden und steckte den erkrankenden und mit Leinwand umhüllten Gegenstand in sein Gewand.

Neugierig kam die Frau dem heimtretenden Gatten entgegen und fragte:

„Hast du mir das Geschenk mitgebracht?“

„Gewiß, hier ist es!“ lautete die Antwort.

Freudig ergiff die junge Frau den erwarteten Gegenstand. Sie zog den Leinwandumhang weg, blühte in das Glas hinein und brach in lautes Schreien aus:

„O, solch eine Schuterei!“ jammerte sie. „Nicht genug, daß du in Söul eine Liebhaft hast, bringst du sie auch hierher noch mit! Wer ist dies Weibsbild? Antworte mir so gleich!“

Bewundert schaute der Mann, an seine Frau herantretend, ebenfalls in den Spiegel. Eine grimmige Wit ersah sie ihm plötzlich und er fürchte:

„So hält du also meine Abwesenheit benutz! Während ich fort war, hast du dir hier einen Verehrer angeschafft!“

Er fürzte sich die Frau und wollte sie schlagen. Darüber kam seine Mutter herbei und war entsetzt, das Ehepaar, das bisher so friedlich gelebt hatte, in solchem Zorn zu sehen. Beide tobten und beschimpften einander. Es dauerte eine ganze Weile, bis die Alte die Ursache des Streitigen begreifen konnte, dann sah sie auch in den Spiegel hinein, lachte und sagte:

„So fahrt ihr euch in die Haare wegen einer alten Frau, die hergekommen ist. Ich will mal hören, was sie will.“

Sie glaubte den Gegenstand des Spiegelsbildes hinter dem Fenster finden zu können. Sie suchte jedoch vergebens und rief ihren Mann herbei:

„Nimm, dich nur, was die Kinder hier für ein drohendes Ding haben, und steck darüber zu lachen, zanken sie sich.“

Als der Alte sein eigenes Bild im Spiegel sah, rief er ärgerlich aus:

„Aha, da kommt schon wieder ein solcher Hahn, den der Lehrer Frau gewiß schlägt, um Steuern einzuziehen, aber ich hab' nichts und werde nichts geben!“

Die halbe Bemerkungsfähigkeit des Dorfes hatte sich bald im Spiegel verankert. Jeder guckte hinein, ohne sich das Ritzel erklären zu können. Alle schrien durcheinander und zogen schließlich mit dem Spiegel zum Richter, damit er das Wesen des Zauberspiegels löse. Ernsthafter noch als die anderen, blühte der Beamte in den Spiegel, rief den Polizisten heran und sprach:

„So geht man mit mir um! Einen Richter habt ihr hinter meinem Rücken auch kommen lassen! Schön, bereite nur für mein Pferd und Wagen vor!“

Aufgebracht wegen des vermeintlichen Verrates wollte er davonlaufen. Der Polizist nahm jedoch in dem Augenblick den Spiegel in die Hand, hielt ihn abwechselnd bald vor das eine, bald vor das andere Gesicht und, wie von einem höheren Gebanten erleuchtet, schrieb er plötzlich:

„Richter, bleib hier, du bist gar nicht betrogen, dein eigenes Gesicht hast du in diesem bezerrten Ding gesehen!“

Dann der klugen Polizei des Dorfes blieben seine Bemerkungen schwerem Ungemach verflochten und wurden dafür mit dem Spiegel bekannt.

Der Edle von Ottenfels.

Skizze von Hans Natonek. (Nachdruck verboten.)

Als er mitten im Schuljahr in die vierte Klasse des Wiener Schotengymnasiums eintrat, trug er einen schwarzen Frock und einen dünnen Ränderarm, und etwas unendlich Gepflegtes und Bornehmes lag in seiner feinsten Kleidung, und in seinem Mägen, dessen Bekleidungen. Wie hatten alle eine geheime Scheu vor ihm; vor allem wegen seines Namens. Als der Klassenordner den Katalog verlas und zum erstenmal den Neuling aufrief: — Otto Edler Ritter von Ottenfels — da wurde es ganz still in der Klasse. Dann aber war es auch der Trauerfeier; er verstärkte die stille, tiefen Trauerfeier, die wie herbstlicher Abendnebel stets um Otto von Ottenfels lag. Und niemals vor einer und um die befremdliche Weise, die zwischen ihm und uns trüben Wiener Jungen klopfte, durchbrochen.

Er war nach dem Tode seines Vaters, eines höheren Beamten und Hofrats in einer kaiserlichen Hauptstadt der Monarchie, auf das Wiener Gymnasium gekommen. Mit seiner großen Mutter lebte er in einem weißwägen, alten Anwesen in der Vorstadt, dessen verfallene Bornehmheit in müder Resignation allen herandrängenden Arm und Dunst des Tages über sich ergehen ließ.

Niemand konnte seine unendliche Einsamkeit. Tag für Tag ging er gemessenen Schrittes und in einer sehr korrekten, feinen Schwächlichen Körper abzutreten. Insofern jedoch die Stellung der Weg vom Schotengymnasium nach seiner ersten Wohnung. Ging so, wie einer, der verbergen will, wie ungeschickt, unklar und ängstlich er sich unter eisernen, drängenden Menschen bewegt. Und dabei war ein unbegreiflicher Altersstuf, der dem, der nicht daran gewöhnt war, den Atem verstopfte. Dort sah tagsaus, tagen in unwiderbringlicher Ruhe eine alte Frau in einem schwarzen Brotsäckel und logenrierte in ganz verfallenen Bänden einer uralten Salongeschichte oder in einem Modeblatt aus der Zeit der Krinoline.

Während all der Jahre, bis zur obersten Klasse hinauf, trug er stets den schwarzen Frock mit seinen dünnen Ärmeln, als wollte er seine stille, ewige Trauer irgendwie kenntlich machen. Immer bewußte er, er um sich einen Kreis der Einfamkeit, sondern sie immer schroffer von seinen Kameraden ab und nachgewanderte verflochten durch seine Tage. Aber der sehnlichste Traum vom Glanz vergangener Zeit war verfliegen. Ottenfels sah die strahlende Welt um sich, sah die glühenden Gemüthe des Tages, wie sehr er sich auch gegen die Erkenntnis sträubte, daß es außer dem Glanz und der Bornehmheit des Vergangenen auch Pracht und Luxus noch in seinen Tagen gebe. Es half nichts, daß er die Herrlichkeiten auf den besonnenen Höhen des Nebens zu leugnen und zu verneinen verstand; ja er war streng und grauam genug, zu erkennen, daß er es nur tat, weil ihm diese Herrlichkeiten verlockend waren.

Als seine Mutter starb, bedeutete das keine Veränderung in seinem Leben. Er war, da er nun ganz allein im Leben stand, nicht einseiner geworden, als er es bisher war. Nicht einmal den Trauerfeier brauchte er anzulegen, da er ihn ja ohnehin stets trug.

Seine Zukunft mußte er sich mit aller Ironie und Wollust der Selbstlust aus. Er wird, mit Stipendien ausgestattet, die Universität beziehen und Jura studieren. Die Waisenpension, die er bekommt und die noch fürgerlicher ist als die Waisenpension seiner Mutter, reicht gerade hin, um das Leben zu fristen (vielleicht hat er auch Vorzugsarten in der Mensa academica). Nach Ablegung einiger Staatsprüfungen wird er in einem Ministerium untergebracht werden und dann ist er versorgt. Dann wird er jeder Sonntag seine eintainen, wohnigen Spaziergänge machen, hinaus in die vornehmen Villenbezirke von Wien, den Wiener Bergen; alle Sonntage den gleichen Weg durch die betriebsamen, prächtigen Vorstädte, in denen er ebensoviele zu Hause ist, wie in der vornehmen Gasse der Götze. — Wo ist denn so ein verarmter junger Widiger mit einem Herze voll quellender, niedergeblicher Sehnsucht eigentlich zu Hause? —

Gerade als er auf Beschluß seines Berufsvormundes sich der Jurisprudenz verschreiben sollte, um so den Grundstock zum Beruf eines Ministerialunterbeamten zu legen, brach der Krieg aus. Was war das: Krieg? Otto von Ottenfels lautete sich. In seine Wagen stieg Blut und farbte sie jugendlich. Sein Herz schlug wie noch nie. Krieg — war das nicht ein Ruf an sein Blut, ein Ruf aus einem fernten altertrauen Irdenmoher — ein Ruf an sein höchstpersönliches Blut — an das Blut derer von Ottenfels? Waren seine Vorfahren nicht Soldaten gewesen, die im Kampf für Österreich ihr Rittertum erlangen hatten? Ein Subellant aus all seiner Rehle. Otto von Ottenfels hatte nie geschrien; aber jetzt schrie er wie einer, der nach langem, langem Suchen und Suchen sich hingelunden hat. Es war Krieg! Jetzt brachte er sich nicht mehr über das Selbstspalten zu setzen und nach Vortagepfeilen, nach Kurbedeckeln und nach rosmantenen abendlichen Logen in strahlenden Theatern brauchte sich nicht mehr über diese Leben zu drücken, brauchte keine Stipendien mehr. — denn es war Krieg. Krieg — das gab ihm eine Heimat. Jetzt war er, Otto Edler Ritter von Ottenfels, nicht mehr verloren in der Welt. Das Abenteuer, das ihn überhöhte sich den grauen Vorhang vom Leben, und das Leben lag lodend, ungeschwächt, aufgeschwemmt vor ihm. Selbst zu sein die Möglichkeiten haben verfliegen, verfliegen haben der Vorfahren aufzuziehenden, Offizier zu werden, ein Feld, vom Kaiser belobt.

Seine Träume prasselten stehend wie Raketenbündel in die Höhe.

Nun, vorerst ging es sehr langsam. Man mußte Geduld haben, sich dem Schneekengel der Ordnung hingeben; ähndernde Kopfshütteln und die referierten Mienen der Musterungskommission ertragen; die Ausbildung in Korkernen und auf Gegerierplätzen über sich ergehen lassen; warten und warten, bis man endlich einer Spektakelzone zugeleitet wird. Und dann noch nicht zu früh jubeln; denn auch die Trappe muß übermunden werden. Und dann — denn, wenn man endlich wirklich drin ist, die kleine Einweisung, die der Krieg, die der enge Blickkreis bereite, niederbringen. Es ist manchmal anders in solch einem Krieg, als man es sich geglaubt hat. Man ist ein unendlich wichtiger Mensch — aber man hat keine Macht. Und eines Tages kann man zeigen, von welchem Geist man besetzt ist; und Otto von Ottenfels wird fürdrück. Die erste Stufe, jubelt es in ihm und läßt seinen Körper aufschließen. Er möchte es irgend jemand schreiben, daß er fürdrück geworden ist, irgend jemand Lieben

dabei, aber er hat niemand, dem er es schreiben könnte. . . Keine Trauerfeier — er will jubeln sein, wie am ersten Tage er will hoch, ganz hoch hinauf, empor zu den Ehren seiner Vorfahren, er will sich seinen stolzen Namen verdienen. . . Für morgen ist die Parade ausgegeben: Sturm auf die bestiegten Positionen. Ein Feiertag im eisernen Schlag des Krieges. Der fürdrück von Ottenfels träumt in der Vorstadt mit lächelnden Lippen, wie ein Kind am Tage vor seinem Geburtstag und von Ehren, Auszeichnungen, Händedruck des Kompagniechef und vom Leutnantspatent.

In der Verlauffliste Nr. 112 fanden hintereinander die Namen: fürdrück von Ottenfels, fürdrück von Ottenfels gefallen, fürdrück von Ottenfels gefallen. So lag er friedlich gebettet zwischen den Kameraden. Aber niemand hat, als er seinen Namen las, geweint.

Mode.

Von Prof. Dr. Oskar Die. (Nachdruck verboten.)

Alfred und Marie fuhren zur Eröffnung eines neuen großstädtischen Modegeschäfts. Sie war ein entzückendes Personen, in neuestem Schnitt gekleidet, gestreifter weiler Seidenrock, Florstrümpfe, hohe Wäsche, die dem Fuß eine auf-fallende Wölbung verliehen, und ein kleines Seidenhütchen mit so fest aufgesetzten Schleißen, daß sie immer in einer unerwarteten Richtung über dem Köpfchen sich hin und her schoben und dem Eindruck einer freien Drohigkeit auf die ganze Figur übertrugen. Die Kleidung Alfreds war ernst und einfach, ohne die Gehege der Mode zu berühren. Statt des üblichen Smokingssahs man einen gutgeschmittenen schwarzen Sakko der sich über der schmalen weißen Weste mit einem Knopf tie unten zusammenbündelte. Es war ein Vergnügen, das Paar zu betrachten, und man hätte an ihrer ruhigen Haltung nicht geglaubt, welches erregte Gespräch sie führten. Sie blieben viel unbeteiligt in die Postler geleitet. Nur der Blick begleitete ihre Reden. Einmal schrieb ihnen ein Zeitungsverkäufer die Lieberfrucht eines Kriegsartikels in die Ohren. Da sprachen sie leise, als schämten sie sich.

„Warum predigen wir leise“, sagte Marie; „ist die Mode etwas, dessen wir uns zu schämen haben? Du scheist, wie sie über die Zeiten hinweggeht, als wäre sie stärker. Sie hat in den Jahren des Stoffmangels unsere Kleider weiter gemacht, gegen alle Vermunft und alle Rechnung, und hat sich durchgesetzt. In Paris, in London, in Petersburg, in Berlin, ganz gleichmäßig. Es ist, als ob der fürchtbare Krieg für sie nicht existierte. Willst du sagen, daß wir die Mode ganz abschaffen wollen?“

„Nein, gewiß nicht.“

„Dann mußt du zugeben, daß sie sehr stark ist und sehr international. Sie ist eine Kunst, eine Schönheit und eine Sehnsucht, die über diese traurigen Ereignisse hinüberreicht: sagen wir, sie ist die einzige Internationalität, die geblieben ist, stärker als alles Soziale und alles Individuelle.“

„Marie, du bist heute reizend angezogen, aber du hast doch Unrecht. Ich will einmal zunächst von dem Wirtschaftlichen sprechen, nicht wahr? Was hast du bisher getan? Du hast auf direktem oder indirektem Wege deine Toiletten in Paris bestellt. Kaufst du sie nicht dort, so hast du sie hier in Modellen gekauft oder nach dortigen Mustern nachgemacht. Diese Industrie war vollkommen abhängig vom Auslande. Wir wollen einmal nur den Fall für möglich setzen, daß sie hierzulande größere Selbständigkeit gewinnt. Welchen gewaltigen Aufschwung, weißt du, würde das der heimischen Wirtschaft bringen. Sie würde, wie unsere chemische oder unsere Eisenindustrie ungeheure Werte vergrößern und umsetzen, würde endlich die Mode hier zentralisieren und, wenn sie fruchtbar ist, sogar ungelebrt exportfähig machen.“

„Glaube, mein Lieber, ich verstehe dich nicht. Die Stoffe selbst, ja die können hier besser oder schlechter sein als wo anders und die wirtschaftlichen Ziffern bestimmen. Aber die Mode? Sie ist Phantasie, Erfindung, Kunst, sie läßt sich nicht beschreiben, wie Eisen, das in der Erde ist, wie Chemie, die ein Rezipiat von Wissenschaft ist. Sie ist so wenig künstlich zu züchten, wie ein Gedicht.“

„Es liegt anders, mein Kind. Bisher war es so, daß die „Phantasie“, wie du sagst, der Herren von der rue de la paig Geleg wurde auch für unsere Mode. Es handelt sich darum, daß wir diese Phantasie einmal auf nationalen Boden zu stellen versuchen und aus unseren deutschen Kostümentypen und unserer Bergangenheit und unseren Bedürfnisse, unserer Sitte und Eigenheit die Phantasie heimischer Schneider befruchten und pflegen und fördern und so endlich einen eigenen Stil dafür finden. Ich sage ja nicht, daß er da ist, ich meine nur, wir wollen ihn erstreben.“

Alfred, in der Kunst entscheidet nicht das Streben, nicht einmal der Wille, sondern nur das Können. Glaubst du, die französische Malerei, das englische Kunstgewerbe, die deutsche Musik seien selbstherrlich geworden, weil man sie erstrebt oder gewollt hat? Nein, das kam wie alle Kunst: ungeahnt vom Himmel her. Es legte sich in die Geister und zwang die Sinne. Die Deutschen waren für Musik geboren und ihre Musik eroberte die Welt, weil sie stark war. Keine Akademie, keine Kulturverehrung, keine Gesellschaften zur Förderung heimischer Industrie hätten das vollbringen können. Und wie das deutsche Ohr, was das französische Auge von Natur begabt und von Kunst stark. Es gibt darin keine Zufälle. Alles, was in der Welt „Erreichung“ ist, dafür haben die romanti-



ichen Bister nun einmal mehr Organ, und alles, was „Innerlichkeit“ ist, liegt mehr bei den Nordischen. Mode ist Er-scheinung, ist Plastik und Malerei am lebenden Körper.“

„Das ist gewiß richtig. Ich will aber lieber eine nicht so sinnliche und echte deutsche Mode als eine sinnliche und fremd-sprachige.“

„Nach dir geht es nicht. Nur nach dem Starke. Das Starke liegt in der Kunst, die Kunst ist, ich will nicht lagen antimoralisch, aber amoralisch. Es liegt in seiner Raff.“

„Wenig erfreuliche Ausblicke. Nein, nein, so ist es noch nicht. Ich weiß, was ich fühle, und kann mich durch diese Sophisma um meine Forderungen betrogen lassen. Ich frage dich nur das eine: Passt denn diese Pariser Mode wirklich für die deutsche Frau? (Hierbei wendete Alfred sein Auge von seiner entzündenden Gesichtslinie ab, wohl um sich nicht verwirren zu lassen, und starrte auf ein entgegenkommendes Droschkenpferd.) Diese Mode hat uns Innebrachten gebracht. Erst kam sie mit dem engen Rod, der den weiblichen Körper bei jedem Schritte protuiert, jetzt kommt sie mit dem weiten Rod, der kaum bis zu den Waden reicht — kann denn (und er war von dem Droschkenpferd hypnotisiert), ich frage dich, kann denn eine Dame, eine Bürgerin bis das mitmachen, ist das nicht eigentlich ein bißchen Kotzenstil und jedenfalls absolut un-deutsch? Bühnenstil, Tänzerin! Ich weiß nicht, wie ich es ausdrücken soll, es ist ja sehr hübsch anzusehen, aber es paßt nicht zu uns.“

„Stört es dich immer, Alfred?“

„Bei jungen Mädchen nicht so sehr.“ (Und er wandte sich langsam wieder um.)

„Du tust mir leid, du schwankst ein wenig zwischen Theorie und Praxis und ich könnte dir eigentlich etwas böse sein. (In diesem Augenblick küßte er ihr die Hand.) Aber ich bin dir nicht böse, weil es der Mode selbst so geht wie dir. Sie schwankt auch. Kann sie denn eine Uniform erfinden für junge Mädchen und alte Großmütter?“

„Warum kann sie es für Jünglinge und Greise?“

„Weil ihr Prinzip beim Manne ein gänzlich verschiedenes ist. Die Kleidung des Mannes geht davon aus, die Körper-form zur Grundlage zu machen. Der Mann ist nur ein Zwischen seines Geschlechts, die Frau mehr Symbol des ihren. Zwischen Jüngling und Greis liegt nicht so dekorative Unterschiede nötig, weil der Mann in jedem Alter ganz Charakter und gar nicht Ornament sein soll. Die Frau aber ist wie ein Ideal von Körperlichkeit auf die Erde gesetzt und die Matrone wie die Greisin sind nur Gegenstände gegen ihre vollkommenste Verkörperung: das junge Mädchen. Das junge Mädchen ist die Krone der Körperlichkeit, das Ideal aller sinnlichen Schönheit: der Triumph an Verschwendung — weil es ver-gänglich ist. Die Liebesgeheimnisse, die die Erde durchziehen, die Kunst schaffen, Neues messen, Kraft erzeugen und auch die Mode wie unausgesprochene Gesetze gestalten, haben das junge Mädchen zu ihrer Königin gemacht.“

Ein Lächeln mildert Alfreds Züge. Argend etwas in ihm leucht sich gegen diese Heiligpredigt auf, aber der Augen-schein fraßt ihn Lügen und wird ihm gefährlich.

„Du lächelst“, sagte Marie, „weil dein Gewissen dich rührt. Endlich lächelst du, endlich befreist du dich von dem Schema deiner Bernunft. Wozu spreche ich mit dir? Wozu hast du mich? Wenn ich dir gefalle, nimm mich als deine schöne Fein-din, als die reizende Gefesellschaft alles Gefeschenes und als ein Geschenk, das die Natur deiner Weisheit macht. Unter den tausend Mädchen, denen du freudig ihre Schritte, Bewegungen, die Rhythmen, die der Körper mit dem Kleide bildet, aufsteht, bin ich die Begnadete für dich. Laß alles Süße und Feine um uns spielen, was du je empfunden hast, beziehe es auf mich als auf eine Erfahrung und wage dann die Mode zu tadeln. Was ist denn das, die Mode? Es ist der große Rhythmus in der Abwechslung der Kleiderform, den die Menschen brauchen, um immer wieder neu und anders und aus verschiedenen Anschauungen das wundervolle Spiel zu genießen, das zwischen Kleid und Körper sich stündlich bildet. Das einzige Gesetz dieses Rhythmus ist: der Ausgleich zwischen Verfüllung und Entbillung. Lange Zeit baute die Mode über dem Körper ein Gerüst ihrer Schönheiten, indem sie ihn verachtete: sie steckte ihn in eine Renaissancearchitektur. Jetzt baut sie das Gerüst aus ihm selbst. Sie liebt ihn in der Be-wegung, in der Schmieglamkeit, in der Weichheit. Es ist dieselbe Wendung, wie in der Kunst. Die Mode ist impressio-niell geworden. Sie lebt vom Augenblick, von der Ent-zückung, von der Linie, von der Erscheinung — sie liebt den Körper und darum beglückt sie das junge Mädchen. An ihm erfüllt sich ihr modernes Ideal.“

„Ich weiß nicht, du siehst, ich lächle nicht mehr, höre dir erstaukt zu. Aber, mir scheint, so häßlich du vor drei Jahren sprechen können, in der Tango-Epoche, als unere Nerven von einem letzten Lebensrausch zuckten. Der weite Rod hat nichts Impressioniellisches mehr.“

„Die moderne Malerei auch nicht mehr. Weißt du, wohin es geht? Die enge Rodmode war ein starkes Bekenntnis zur Linie, es war Konsequenz in diesem Gebilde über schmale Hüften bis zum Oberkörper auf dem Hut. Bald lebte sich der weite Oberrock darüber. Er ist jetzt übrig geblieben und der enge untere Rod ist verschwunden. Alles Gesetz, mein Lie-ber.“

„Gefeh? Ich denke, Laune?“

„Gefeh der Laune und Laune des Gefehes, wie das Leben, wie unfer Leben, Alfred.“

„Und du meinst, meine Ansichten —“

„Deine Ansichten in allen Ehren. Aber über ihnen liegt die Figur und das Echo ihres Kleides in sich einlag. Sie waren angefangen. Eine wirbelnde modische Menschengefrämte dem Eingang zu. Von ferne erlöste Alfred, Alfred küßte sie beim Aussteigen, führte seine Hand unter ihren Arm und suchte befestigt in der Gegenwart unter.“

Züricher Friedenspropaganda.

In einer lustigen Plauderei schloß ein Berichterstatter der „Cötenburger Handels- und Schiffszeitung“ über eine ge-wisse Art der Friedenspropaganda, wie sie sich der Schilderung des Schweden gegenwärtig in Zürich getrieben wird.

„Wenn du von Paris oder Berlin kommst und dich nur eine Viertelstunde in der Stadt aufhältst, wirst dich ein Café bewußt, so wirst du gleich merken, daß sich die jemand nähert und dich anpricht: „Nicht wahr, mein Herr, ich habe dich auch für Frieden?“ Die Antwort ist so selbstverständlich, daß du es nicht einmal für nötig hältst, Beschl zu niden. Und er fährt fort: „Hören Sie mein Herr, dann müssen Sie unserem Verein beitreten.“ Du fragst nun natürlich: „Welchem Verein?“ Die Antwort ist: „Aber mein Herr, es ob irgend ein anderer Verein, wie unter Friedensvereinigungen „Europa“, „Erstzuzuberechtigungen“ hätte!“ Du entschuldigst dich und fragst nach den Zielen der Vereinigung. Mit vorwurfsvoller Stimme darüber, daß du so wenig eingeweiht bist, erklärt dir der Betreffende, daß das Ziel des Vereines „Europa“ in einem Zwangsfriedensschluß liegt. Die Erklärung wird in so drohendem Ton gegeben, daß du kaum auf den Kellner zu sehen wagst. Dieser redet dir indesben vaterlich zu: „Seien Sie nicht erschreckt, mein Herr. Hier donnern alle für Frieden.“ Ich sehe Sie, schlug ein Passant gestern einen Marmorstein entzwei, als er eine Rede über den Frieden hielt.“ Der Friedensmann hat währenddessen seinen Rognat ausgestrunken. Das war notwendig für ihn, um sich die nötige Begeisterung zu verschaffen, und nun, gehörig angegert, dosiert er weiter: „Die Strohkraft unserer Vereinigung wächst mit jedem Tag. Mit jedem Kanonenschuß draußen vergrößert sie ihre geistige Munition. Wir werfen unsere Feilschrit unter die Waffen, schicken sie an die lebenden Stellen in Europa, mein Herr. Sie muß gelesen werden, mein Herr.“ Wir haben auch ein Bild von Bülow geschrieben, an Esaienen, Grey und Boincaré als Zwangsabonnenten. Hier ist die letzte Nummer, mein Herr.“ Er wirft einen leicht heftigsten Bezaug auf den Tisch. „Wir haben Mitarbeiter aus den höchsten Kreisen, mein Herr. Sie würden erkannt sein, die Namen zu hören; aber wir müssen sie der Öffentlichkeit noch vorenthalten. Doch eines Tages, mein Herr, werden wir damit ans Licht kommen und jeden Widerstand hinwegfegen. Was uns gegenwärtig fehlt, ist Geld. Hätten wir Geld, mein Herr, so würden wir den Frieden dichten. Mit unseren Friedensargumenten werden wir die Welt monoopolisieren, so daß alle Bonaparte und alle Kameen unüber-stehlich wie ... wie ... Also, wie geht es, es fehlt noch an Geld. Mein Herr, wie lange find Sie in Zürich gewesen?“

„Drei Stunden.“

„Das schon drei Stunden, und Sie sind noch nicht Mitglied unseres Vereines? Das ist, so unerbärl, mein Herr. Mit welchem Jahresbeitrag darf ich Sie eintragen?“

„Du darfst nicht, während Du in deiner rechten Westentasche nach einem Fünzig-Jährer suchst; aber er läßt dir keine Zeit.“

„Oder wenn es Ihnen angenehmer ist, so können wir Sie auch als Ehrenmitglied eintragen.“

Verdammt, denkt du, als Ehrenmitglied muß man doch wohl einen ganzen Fronten geben, und man sucht du auch in deiner linken Westentasche. Aber der Friedensfreund ist plötzlich verschwunden. Auf deinen fragenben Tisch erklärt dir der Ober-kellner: „Wissen Sie, er sah nämlich einen Herrn vom Konfulat ins Café kommen.“

„Was Konfulat?“

„Ja, er ist nämlich einer von der schwarzen Liste, auf der die Damen aller Föhnenhöfchen stehen. Sie beziehen wohl seinen Kaffee?“ Du gegerst. Der Oberkellner fährt fort: „Sehen Sie, es wird Ihnen doch nicht halb so teuer, als wenn er Sie als Mitglied genommen hätte, und daneben müssen Sie auch bedenken, daß er Ihnen einen einfündigen Vortrag gehalten hat.“

„War?“

„Nun, der Vorsitzende der Friedensvereinigung, „Europa“, der bei Ihnen gefessen hat.“

Bunte Zeitung.

Bilder vom Charing Croß-Bahnhofs in London.

Der Londoner Sonderberichterstatter des „N. R. C.“ schreibt: Jeden Abend gibt es gegenwärtig vor dem Bahnhofs von Charing Croß eine große Volksmenge, die beinahe den ganzen Verkehr am Strand hemmt, um die Verwundeten von der großen Offensiv ankommen zu sehen. Das ist immer ein tief stührendes Schauspiel. Ich denke dabei an andere Menschen, die ich zu Beginn des Krieges auf demselben Plage sah, als Brüssel und Antwerpen gefallen war. Da waren es belgische Flüchtlinge, welche ankommen. Die Schrednisse des Krieges waren uns noch neu, aber der Anblick der vielen Frauen und Kinder, auf den Gesichtern große Angst, beladen mit dem, was sie in Eile hatten mitgeschleppen können, machte auf alle einen sehr nieder-schmetternden Eindruck.

Die Londoner Menge, die jeden Abend kam, war still und niedergedrückt. Die Leute fühlten sich machtlos gegenüber dem Bewußtsein, daß England nicht imstande gewesen war, dieses Elend zu verhindern.

Unlangst sah ich vor demselben Bahnhofs ein anderes Bild. Der Platz war wieder voll, es standen die Menschen tief bis in den Strand hinein Kopf an Kopf. Man hätte sich in Antwerpen nähnen können, denn man hätte nichts als flämische und fran-zösische Leute. Und unter dem Publikum herrschte eine Fröh-lichkeit, die selbst am abtand von der frühen Ruhe der Londoner. Hauptsächlich wurde sogar gefangen. „Der flämische Löwe“, Sie sollen ihn nicht haben“, klang es. „Was war eigentlich los?“ Es waren die Wulffanten des Königs Albert, die heribertamen zur Feier des Unabhängigkeitstages. Darum befand sich die belgische Kolonie in Feststimmung. Ich möchte nicht unter die eine Gruppe Wamen, die lustig lachten. Tief schien aber die Fröhlich-keit nicht zu liegen. „Wann gelang dir, daß wir wieder zurück-zufahren können“, wüßten die angekommenen Offiziere gefragt. „Ja, das hängt von dem Ausgang der englischen Offensiv ab.“ Blicke nicht in diesem Jahre“, lautete die Antwort.

Ganz anders wirkt dagegen die seit tägliche Ansturm der Ver-wundetenlage auf uns ein. Es schürt mich die Seele zu, wenn man die Kraftwagen mit den Verwundeten aus dem Bahnhofs herausrollen sieht. Unter den Verwundeten befinden sich viele Leichterletzte, denn radd müssen die Lazarett in Frankreich ge-fahrt werden, um Platz für neue Verwundete zu schaffen. Von allen Seiten schießt man aus der Menge Hurra und wirft Blumen. Wenn aber die roten Kreuz-Wagen mit den Schwer-verwundeten sichtbar werden, dann wird die Menge plötzlich still. Man nimmt die Hilfe ab und wirft den Schmerzerlitten schweigend zu. Auch ihnen freit man Blumen, aber es erwidern kein Jauchzen. Die Engländer begreifen jetzt, was für ein grau-sam furchtbarer Gott der Kriegsgott ist!

Die Legation in London.

Ein französischer Hauptmann schreibt während seiner Vorleser Urkundszeit dem „Deure“: „Wie vor dem Krieg

haben sich die Frauen in einer Weise geschminkt, wie in dieser Zeit. Und wir brauchen sind so naive zu glauben, daß sie uns behauern. Jawohl! Sie haben keine andere Sorge, als die, ihren Gesicht lacernden Schminkt, Hauptmann. Sie schminken sich, keine Frage, sie schminken sich tief Beginn des Krieges sogar mehr als nötig und recht ungefügt, für die Weib-lichkeit aber ist nicht der Grund maßgebend, der Ihnen die- ses Schummer macht. Die Frauen liebten es zu allen Zeiten, sich zu schminken, es ist das bei ihnen eine Art Traditioneller Anstalt. Glauben Sie aber nicht, daß sie sich schminken, um den Männern zu gefallen, denn die Frauen wissen sehr genau, daß die Männer diese Malerei nicht lieben. Sie schminken sich nur für sich selbst, für ihren Spiegel! Sie spielen mit sich selbst die Dame, wie die kleinen Mädchen, wenn die Mama ausge-gangen ist. Viele Frauen bleiben daher die reinen Kinder, und gerade das bildet häufig genug ihren eigentlichen Reiz. Wenn Sie nicht im Felde waren, Kapitän, so würden die Frauen sich sicher mittels dieses scheußlichen Kohlenanstriches unter den Wimpern nicht „älter machen“. Sie würden ihre frischen Wangen auch nicht unter einer dreifachen Puberlage über einer Doppellage von Rot verbergen. Wenn wirklich während Ihrer Abwesenheit andere Männer auch nur den geringsten Einfluß auf die Frauen ausübten, so würden diese Männer sofort gebeten haben: „Im Himmels willen, ver-zichten Sie doch auf diese überflüssige Schminkt, aus Liebe zu Gott ... und zu mir!“ Kein größeres Verbürgungs-mittel also für die Ehemänner, die im Felde stehen, als diese Schminkt. Wenn die Wangen der Frauen auf diese Weise nur erröten, so ist es ein sicheres Zeichen dafür, daß sie sich nichts vorzuerwerfen haben!“

Preis-Rätsel.

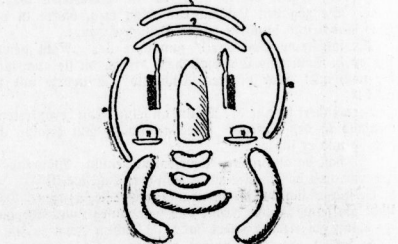
Die Worte: Buchhalter, Schater, Galie, Föhler, Hofnar, Meßer, Dreieck, Biene, Kitzone, Wolpe sind in geistiger Reihenfolge untereinander zu schreiben und zeitlich so zu verschieben, daß zwei neben einander liegende Ge-zecke Reihenzwei bekannte deutsche Männer auf finanzpolitischem Gebiete benennen.

Varschieber-Rätsel.

Die Worte: Buchhalter, Schater, Galie, Föhler, Hofnar, Meßer, Dreieck, Biene, Kitzone, Wolpe sind in geistiger Reihenfolge untereinander zu schreiben und zeitlich so zu verschieben, daß zwei neben einander liegende Ge-zecke Reihenzwei bekannte deutsche Männer auf finanzpolitischem Gebiete benennen.

Scherz-Zusammensetz-Aufgabe.

Aus den hier abgebildeten Gegenständen sind das Porträt des Zeigze zusammengelest werden.



Auflösung des Preisrätsels aus Nr. 32:

- Zange
- Entente
- Pass
- Polen
- Fule
- Lappland
- Idaho
- Nema Sahib

Richtige Lösungen fanden rechtzeitig ein:

- Aus Halle: Hedwig Schirmerster, Hilda u. Herta Adamann, W. Albers, Kurt Berger, Käthe Breitert, Walter Beder, A. Bofel, Frau Fritz Beder, Martha Basse, Elisabeth Binder, Franz Balch, Anna Berger, Willy Dittmar, Elisabeth und Rudolf Bömel, M. Dietrich, Uta Christ, Gustav Ehardt, Frau Friede Helmig, Friede Hinkel, Gerhard Friedrich, Helmut Friedrich, Gertrud Weidlich, Mein Arnold, Toni Goldberg, Guntar Geise, Margarete Hoffmann, Kurt Hartwig, Gertrude und Alfred Hartmann, Heinz Hartmann, Lina Hauch, H. Heine, Franz Heiser, Elise Summel, Otto, Johannes und Frau Heinde, Frau Johanna Krausewiz, Kurt Kunter, Fritz und Kurt Linke, Frau Maria Mühlbach, S. Maurich, Friede Minner, Maria Müller, Theodora Müller, Paul Müller, Friede Markner, E. Menzel, M. Müll, Kurt Riege, Selma Forst, Ernst Reihel, Fritz Rümpler, Alexander Ruffel, Frau Suter, Emma Semmler, G. Schab, Margarete Schafke, F. Schlögl, Oda Schude, Frau E. Schröter, Charlotte Schaf, Antonie Schielke, Frau Gertrud Schürermann, Helene Giesler, Emma Tretow, Rosa Treibefus, Fritz Urfin, Käthe Wenzler, Gertrud Voigt, Hans Wolff, Hermann Wolff, Johannes Wierler, Johanna Zander, Edmund Zuchold, Charlotte Zeller.

Aus wärtige: Interoffizier Ras, a. St. im Felde, Ilse Siegelor-Corbeins, Kurt Woeble, a. St. im Felde, A. Leopold-Schäfer, Karl Sturm-Großhain, Oskar Stegmann, a. St. Kaffel, Rudolf Sierlich-Schmalzfeld, Karl Ritter, a. St. im Felde, S. Rabenalt, a. St. im Felde, Jakobmeister Nagel, a. St. im Felde, Franz Mülling-Trautentien, Ebithe Mülling-Trautentien, Ebithe Müller-Merleburg, S. Martin, a. St. im Felde, Oskar Koch-Robura, Marie Brink-Theiben, Frau Alma Kersten-Oberroth-lingen, Anna Raebold-Böhl, Elisabeth Kieberg, a. St. Bad Eosha, Margarete Krauß-Gelchen, Willy Paul-Dietze, Walter Hübbe-Zubezahl, Fritz Heinde-Rambura, Hans Gruber-Merleburg, Dietrich Graupner-Paffenborf, Paul Gochfeld-Merle-witz, Ella Heitjan-Ermelstein, Karl Brandt-Merleburg.

Preise erhielten Hedwig Schirmerster hier, und zwar: „Gefichte“ von Friedrich von Schiller, und Interoffizier Ras, auszeit im Felde, und zwar: „Seitere Erzählungen“ von Friedrich Gerstäcker.

Nachträgliche Lösungen gingen ein: Aus Halle: Charlotte Beyer, F. Schlögl, Werner Schumann, W. Albers, Aus wärtige: Oskar Stegmann, auszeit Kaffel.

Nächste Lösungen e müssen, wenn Sie Gütlichkeit haben wollen, bis spätestens Donnerstags mittags in unserer Hauptredaktion abgeben sein, die Nachfrist „Rätselrätsel“ tragen und mit ge-nauer Adresse versehen sein; auch empfehlen wir, das Bild des Einladers anzuheben, damit wir bei der Wahl der Preisse die richtige Wahl treffen können.

Ein französischer Hauptmann schreibt während seiner Vorleser Urkundszeit dem „Deure“: „Wie vor dem Krieg